

125 Jahre Franziskanerbrüder vom Heiligen Kreuz – 125 Jahre Dienst für Staat und Gesellschaft

Richard Schicker, Waldbreitbach

Wenn wir anlässlich des bedeutenden, erfreulichen Geburtstagsfestes eine der hier ansässigen Ordens- und Hilfgemeinschaften gebührend würdigen wollen, müssen wir in der Gesellschafts- und Sozialgeschichte hier im mittleren Wiedtal zurückgehen in die entscheidenden Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts.

In der Bedeutung des Werdens der Kongregation der Franziskanerbrüder vom hl. Kreuz ist eines hervorzuheben: In der Suche nach neuen Wegen zur Fürsorge und Linderung der Not, an der alle Gesellschaftsschichten teil hatten und die selbstverständlich vom Episkopat begrüßt wurde, waren vorwiegend Laien führend und richtungsweisend engagiert.

So auch Jakobus Wirth, dessen Lebenswerk wir heute gemeinsam mit der Leitung und den Mitgliedern der Kongregation feiern.

Als 1848 nach langer, lästiger Reglementierung Versammlungs- und Vereinsfreiheit wieder garantiert wurden, war er gerade 18 Jahre. In den Folgejahren taten sich für ihn neue, wenn auch schwerliche, mit Risiken behaftete Wege des sozialen Wirkens auf. Mit einem mutigen Entschluß machte er sich ans Werk und gründete in unserem Tal die Ordensgemeinschaft der Franziskaner vom hl. Kreuz.

Von der Kreuzkapelle, in der seit Jahrhunderten ein wundersames Kreuz von den Gläubigen der Pfarrei verehrt wurde, ging ein Aufbruch von 2 Ordensgemeinschaften aus, die sich den Regeln des hl. Franziskus verschrieben.

Die Menschen in diesem Lande, unsere Großeltern und Eltern, sahen unter den Händen zweier einfacher, schlichter Mitbewohner, Margarete Fleisch und Peter Wirth, wie sich eine geistige, diakonische Kraft entfaltete.

Im Zeichen der Barmherzigkeit wuchs, oft gegen den Strom öffentlicher Volksmeinung, gegen Skepsis weltlicher und geistiger Obrigkeit, in unserer Region ein Werk der Nächstenliebe.

Die allen sichtbaren Mißstände, körperlicher, geistiger Kräfteverschleiß der Menschen, ihre angeborenen Behinderungen und Leiden, geschwächte Körperfunktionen, Folgen von Seuchen und Kriegen, wurden vielfach als gegeben und unabwendbar angesehen.

* Festansprache zum Festakt anlässlich des 125jährigen Jubiläums der Franziskanerbrüder vom Heiligen Kreuz, Hausen, am 12. Juni 1987 von Bürgermeister Richard Schicker, Waldbreitbach

Einige junge Männer, die sich im Zeichen des Kreuzes in der Verantwortung vor Gott fühlten, erkannten in der Linderung dieser Nöte, verbunden mit persönlichem Rat, seelsorglichem Beistand gerade in ihrem näheren Umfeld, eine Herausforderung der Zeit.

Wenn wir im Zyklus des Festrahmens 750 Jahre Kirchspiel Waldbreitbach in dieser Woche des Festjahres mit einem besonderen Akzent den Geburtstag der Ordensgemeinschaft der Franziskanerbrüder vom hl. Kreuz feiern, in dieser Stunde versuchen, die Lebenslinien der auf der Grundlage christlicher Nächstenliebe tätigen Brüdergemeinschaft aufzuzeigen und am heutigen Abend dafür gemeinsam in der Klosterkirche den Dankgottesdienst feiern, müssen wir auch ansprechen Tätigkeit, Wirken und Einfluß des „Deutschen Ordens“, der, beauftragt von der Kirche, seit dem 12. Jahrhundert bei uns wie im ganzen christlichen Abendland den Glauben verbreitete, bestärkte und verteidigte. Er hat unter der Losung „Heilen und Helfen“ über viele Jahrhunderte ein Zeichen der Christianisierung und Mildtätigkeit gesetzt.

Ich wage die These, daß dieser Orden der Urheber der späteren Siedlung Hausen, des Hausener Hofes, die Wurzeln legte für die Entfaltung und Ausbreitung der neuen, der jungen Hilfsgemeinschaft unserer Franziskanerbrüder. Denn die Existenz des Hausener Hofes – die auch die spätere Besiedlung des Dorfes Hausen nach sich zog – ermöglichte es, durch das Vermächtnis Ihres Mitbruders Josef Kröll, aus der bescheidenen, engen Kreuzkapelle aus-zuziehen und das zweistöckige Elternhaus als neue Behausung zu übernehmen.

Am 125. Stiftungsfest unserer Franziskanergemeinschaft meine ich, wir dürfen feststellen: Die Idee, die Sendung, die Kraft von Johannes Peter Wirth aus Niederbreitbach – Bruder Jakobus genannt – hat 1862 mit der Gründung der Kongregation eine Nachfolge als „helfende Gemeinschaft“ eingeleitet, unterstützt von seinen überzeugten Partnern der ersten Jahre, Bruder Aloisius (Johann Zimmermann), Niederbreitbach, Bruder Josef (Lorenz Kröll), Hausen, und seinem getreuen – zuverlässigen – Antonius Weber aus Roßbach.

Nicht übersehen dürfen wir heute den wirkungsvollen, klugen Beistand von Pfarrer Gomm, Waldbreitbach. Sie alle haben die Weichen gestellt für eine heute über unser Land, bis nach Übersee reichende Bewegung, in der viele Mitbrüder unter dem Signum des Kreuzes unserer kleinen Kapelle – und ich weiß von was ich spreche – segensreich im wahrsten Sinne des Wortes tätig sind.

Es ist anzunehmen, daß sie auch Impulse auffingen aus ihrer weiteren Heimat.

Im Koblenzer Raum ging von einem Kreis einflußreicher Bürger und Kaufleute – auch auf Anregung des Publizisten Josef Görres – ein kraftvolles Engagement aus. Teilweise nach dem Vorbild unserer französischen Nachbarn

entwickelte sich ein reges, caritatives Wirken. Starke Anregung gaben, so ist zu vermuten, auch der Sozialreformer Adolf Kolping und Bischof Emanuel Ketteler, die allenthalben neues Sozialverhalten und flankierende Maßnahmen des preußischen Staates forderten.

Letztlich mündeten alle Initiativen, ob nun von den Borromäerinnen aus Lothringen oder den Diakonissen von Kaiserswerth, in einem Ziel: Milderung der Not und der sozialen Unzulänglichkeiten, der Unterversorgung und der Massenarmut, wie sie inzwischen durch die Industrialisierung weiträumig auftrat.

Hohe Priorität hatte bei allen Hilfsorganismen die bis dahin sehr schwach ausgeprägte Versorgung und Pflege der seelisch Kranken und die Erhaltung ihres Lebensmutes. Daß hier zu wenig geschah, spürten alle: die Gemeinde, Bezirk, die Städte, der Staat war ohnmächtig, er war überfordert. Im hiesigen Kirchspiel stellte sich die Lage nicht besser dar als in anderen strukturschwachen Gebieten.

Die Kinder blieben, um den Erhalt der elterlichen Höfe zu gewährleisten, im Hause. Wenn dies die Familie auch zusammenhielt, weiterführende Ausbildung war nicht möglich. Daher mangelte es später wegen der fehlenden Qualifikation an guter Existenzgrundlage. Die spärlichen Erträge der Höfe mußten nicht arbeitsfähige Familienmitglieder mit versorgen.

Waisen und Vollwaisen waren angewiesen auf die Fürsorge der Gemeinden. Für sie wurden Verpflegungs- und Versorgungskontrakte innerhalb des Dorfes abgeschlossen, und die Kinder auf 2 oder auf 4 Jahre öffentlicher Ausschreibung an den Wenigstnehmenden in Kost und Pflege übergeben.

Nicht anders wurde gehandelt, wenn das Dorf gefordert war, gebrechliche, alte, alleinstehende Mitbewohner zu versorgen.

Diese Hilfsbedürftigen verdingte man für 40 bis 50 Taler jährlich. Es gab Jahre, meine Damen und Herren, da war die Gemeinde überfordert. Man habe, so lautete ein Bericht eines Ortsschöffen, an das Amt schon so viel soziale Pfleglinge „...daß wir dem hochlöblichen Bürgermeisteramt mitteilen müssen, keine neuen Verpflichtungen mehr übernehmen zu können“.

Weiter heißt es wörtlich: „...der Bittsteller muß sehen, wie er durchkömmt.“

Diese Situation seiner Mitmenschen und die Hilflosigkeit des Staates vor Augen erkannte der junge Gründer Jakobus Wirth, daß hier für einen Christen die Pflicht zu mitmenschlichem Handeln vorgegeben war. Gemeinsam mit seinen Mitbrüdern folgte er dieser Pflicht.

Der eingeschlagene Weg war, wie die Entwicklung zeigt, richtig und bald für das nähere soziale Umfeld unverzichtbar: Denn nach 10 bis 12 Jahren war das neu errichtete Haus eine Heimstatt für 163 Kranke, Betreuungs- und Pflegebedürftige geworden.

Sie kamen nicht nur aus der näheren Umgebung, sondern aus allen auch weit entfernten Gebieten des Reiches. Von den 21 körperlich-geistig geschwächten Kindern im Alter von 9 bis 14 Jahren kamen nach einer heute noch einzusehenden Heimliste 11 Kinder aus dem Landkreis Neuwied.

Die junge Klosterfamilie erfüllte ihre Aufgabe mit viel Fleiß und Umsicht. Sie arbeitete sich durch unermüdlichen Einsatz, auch unter persönlichem Verzicht, bald eine solide wirtschaftliche Grundlage, die wurde jedoch auch von schmerzlichen Rückschlägen und Enttäuschungen heimgesucht.

Bruder Jakobus, für alle ein Vorbild, starb allzu früh an einer unheilbaren Infektion, die er sich in der Krankenpflege zugezogen hatte, im besten Mannesalter.

Zudem hatte das Kloster, wie viele andere kirchliche Institutionen im Lande, scharfe Einschränkungen und strenge Auflagen zu erfüllen. Die Ausweitung des Kulturkampfes traf die Brüdergemeinde empfindlich, z. B. das Verbot der erzieherischen und schulischen Betreuung ihrer Kinder schmerzte sie sehr. Sie mußten sie entlassen und einem unbekanntem Schicksal überlassen.

Die spezielle Pflege von Kranken und Hilfsbedürftigen war weiterhin erlaubt, da die psychisch Schwachen der Gesellschaft wohl eine unangenehme, beschwerliche Last waren. Bemerkenswert ist hierbei, daß für diese Pflege Tätigkeit das St. Josefshaus ein spärliches Honorar von täglich 3,5 bis 5 Silbergroschen erheben durfte, während die Pflegesätze in den Akutkrankenhäusern damals in Koblenz und Bonn doppelt so hoch waren. Die für die Pflegeabrechnung tätigen Mitarbeiter hier im Hause werden bestätigen können, daß sich diese Verhältnisse bis heute eben noch nicht geändert haben.

Die Familien in unseren Dörfern wußten daneben einen anderen Hilfsdienst des Hauses sehr zu schätzen: Die Arbeit in der Krankenpflegepraxis hatte den Brüdern Kenntnisse und Erfahrungen vermittelt, die es ihnen möglich machten, den hiesigen Kranken durch häusliche ambulante Betreuung zu helfen.

Wieviel Pflegestunden, Tageseinsätze, Nachtwachen bei Schwerstkranken, Beistand und Hilfeleistung in der Sterbestunde bei unseren Familien mögen es wohl gewesen sein?

In nicht wenigen Fällen unter argen Strapazen, mangelhaften, primitiven Bedingungen, in ärmlichen, unzulänglichen Gegebenheiten der häuslichen Ausstattung der Betroffenen.

Unsere Brüder, vielfach damals schon mit Namen landauf, landab bekannt, angeleitet von der umsichtigen Hausleitung, haben dabei außer praktischer Hilfestellung geistige, menschlich-seelische Hilfe vermittelt, indem sie den schmerzlich geprüften Angehörigen auch verdeutlicht haben, daß Schmerz, Not und Leid, auch der Verlust eines lieben, verdienstvollen Mitmenschen, zu unserer aller Leben genau so zählt wie Erfolg, Freude und Glück und –

real gesehen – einbezogen sein sollte in unser aller Lebensraum, in Alltag und Familie.

Die Leitung der Gemeinschaft blieb neben dem caritativen Wirken stets auf der Höhe der Zeit: 1898–1902 geplant und vorbereitet wurde 1905 der große Hauptneubaufügel errichtet, der die Aufnahmekapazität auf 500 Personen erweiterte.

Diese Bauten waren bereits mit für damalige Zeiten in unserer Region nicht selbstverständlichen Einrichtungen versehen: Zentralheizung, elektrisches Licht, Klosettanlagen mit Wasserspülung, Aufzug und Transporttechnik; die Energie lieferte eine eigene Turbinenanlage an der Wied, ein Komplex mit integrierten Versorgungsbetrieben und eigenen Werkstätten war entstanden.

Dies alles brachte die vielen hier noch sehr einfach lebenden Menschen erstmals mit moderner Technik und hochwertiger Ausstattung in Verbindung.

Mit der fast gleichzeitigen Fertigstellung der Pflegeanstalten St. Antoniushaus und der Lungenheilstätte hatten wir in dieser Zeit hier einen nachhaltigen strukturellen Einschnitt zu registrieren, der nach heutiger Beurteilung einmalig für den Gesamtwirtschaftsbereich unserer Heimat ist.

In gewisser Weise war dies eine Entschädigung für das nach 30 Jahren zäher Bemühung letzten Endes doch gescheiterte Projekt einer Wiedtaleisenbahn, welche die bessere, wirtschaftliche Betreibung des Erzbergbaus sichern sollte. Die Anlage wäre – wie aus anderen Beispielen bewiesen – heute längst stillgelegt.

Erste sichtbare Anerkennung der Arbeit der Franziskanerbrüder durch den Staat wurde der Gemeinschaft zum 50. Stiftungsfest zuteil. 1912 hatte die Kongregation schon 318 Mitglieder, betrieb 16 Zweigniederlassungen, darunter 3 Pflegeanstalten, 1 Waisenhaus, 3 sogenannte Arbeiterkolonien und 6 Ambulantstationen. Der Wirkungskreis war das gesamte Reichsgebiet sowie Niederlassungen in Lugano und Rom.

Mein Vorgänger, Bürgermeister Holter, konnte damals 20 Brüder ob ihrer Verdienste im sozialen Bereich für den kaiserlichen Kronenorden vorschlagen. Seinerzeit spielte natürlich bei der Einstufung in die unterschiedliche Rangstufe der Dienst beim Militär eine erhebliche, bedeutende Rolle. Die Befürwortung war um so einfacher, wenn in der Vorschlagsliste berichtet werden konnte, daß die Kandidaten an einem wichtigen Gefecht oder an einer entscheidenden Schlacht im Feindesland teilgenommen hatten. Bei Bruder Gerhard, nun in Weeze am Niederrhein, war dies nicht der Fall. Seine Zuverlässigkeit, der ehrliche Charakter und das in ihn gesetzte hohe Vertrauen als Verwalter reichten alleine nicht aus. Er bekam nur den Kronenorden in Bronze, da in den Beurteilungspapieren, welche nach Berlin eingereicht wurden, militärisch präzise aber abwertend testiert war: „An einer Schlacht hat er nicht teilgenommen, aber am 2. März 1871 einmal die feindliche Grenze überschritten.“

In der Wilhelminischen Zeit genügte dies freilich nicht.

Nun, im Inferno des 1. Weltkrieges, hatte die Brüdergemeinschaft als Auswirkung neuer, kriegerischer Schlachten den Verlust von 27 Mitbrüdern zu beklagen. Ein nachhaltiger Schmerz für die Klosterfamilie, die auch an den unsicheren, wirtschaftlich labilen Jahren von 1920 bis Anfang 1930 schwer zu tragen hatte, aber die Bewältigung ihrer Aufgaben und den weiteren erfolgreichen Ausbau ihrer Einrichtungen und Ziele mutig anging.

Einen schweren Rückschlag aber stellte das folgenschwere Brandunglück im Januar 1934 dar. Den Pflegern gelang es, mit Mut und Umsicht eine Panik unter den fast 600 Heiminsassen zu vermeiden, während ihre Mitbrüder versuchten, eine Ausbreitung des Brandherdes einzudämmen. Eine Ausdehnung des Feuers auf die Kirche und den Pflgetrakt konnten die in der Nacht angerückten 6 Löschzüge verhindern. In gewisser Hinsicht war dieser Brand ein unheilvolles Signal.

Noch waren in diesen Löschzügen jüdische Mitbürger als Feuerwehrmänner integriert. Sie hatten, wie alle Mitglieder der Wehr, auch ihren Mann gestanden.

Theo Levy, ein Viehhändler aus Waldbreitbach, hatte sich, speziell bei dem Brandunglück im Kloster, beispielhaft und mutig verhalten. Wenige Monate später aber nach diesem Ereignis war er plötzlich für die Machthaber eines neuen brutalen Regimes und deren Helfer nicht mehr würdig, den freiwilligen Ehrendienst zu erfüllen. Wie viele andere Leidensgenossen mit ihm mußte er bald ebenso Demütigung und Diskriminierung ertragen, als Folge der geplanten Rassenpolitik, die eigens für „Fremd- und Schlechtrassige“, wie es hieß, von den Nationalsozialisten durchgesetzt wurde.

Warum erzähle ich dies? Nun – Demütigungen und Diskriminierungen, meine Damen und Herren, waren zu diesem Zeitpunkte, entgegen den Abmachungen im Konkordat, auch schon geplant für religiöse Gemeinschaften, für Klöster und Ordenseinrichtungen; sie waren die ersten, die unter dem gezielt angesetzten Kirchenkampf zu leiden hatten.

Grundbesitz und Vermögen wurden lt. geheimen NSDAP-Papieren damals schon 1934 vertraulich erfaßt. Die Überwachung durch die Geheime Staatspolizei setzte ein, gezielte und flankierende Maßnahmen wurden auf alle Konfessionen gerichtet.

Eines der ersten Opfer dieser Attacken wurde etwa 2 Jahre nach der geschilderten großen Brandkatastrophe unsere Klostersgemeinschaft, die Franziskanerbrüder von Hausen/Waldbreitbach.

Schmähungen, Gehässigkeiten, Verunglimpfungen sind eigentlich sehr mäßige Bezeichnungen für die Welle der Agitation, die unsere und andere Gemeinschaften wegen der Übertretung einzelner über sich ergehen lassen mußten.

Mit ausgefeilter Propaganda, beispielloser Hetzkampagne, welche die uneingeweihte Bevölkerung verunsicherte, wurden die Arbeiten, die Verdienste

der kirchlichen Orden in ein böses, trübes, ja fades Licht gestellt. Letztlich war es das Ziel, Wirken und Einfluß der Kirche in Mißkredit zu bringen.

Eine böse, bittere Kampagne, gegen die es trotz zunächst zaghafter Empörung, auch aus dem Munde unserer Bischöfe, in dieser Diktatur keinen Schutzdamm gab. So mußten die Gemeinschaft in Hausen/Waldbreitbach und weitere andere Klostersgemeinschaften erleben, daß ihre innere Stabilität empfindlich geschwächt und als Folge eines Erlasses Immobilien, Werte und Vermögen, wie es hieß – „nun der deutschen Volksgemeinschaft nutzbar gemacht wurden“.

Mit nachfühlbarem Schmerz, resignierend, verließ die Gemeinschaft der Brüder am 11. oder 12. August 1937, durch öffentliche Schauprozesse gemartert und schutzlos gestellt, das in harter Arbeit, mit viel Schweiß und hohem Verzicht errichtete Musterhaus, sie verließen ihre Heimat. Ebenfalls St. Marienwörth, Bad Kreuznach, mußte aufgegeben werden.

Weder die Kirche noch der einheimische Klerus noch die Bürgerschaft unserer Dörfer, gestandene Männer und Frauen, waren mutig, waren stark genug, erfolgreich zu reagieren oder mindestens einen Protest an gewichtiger Stelle der Staatsführung anzubringen.

Ein Kapitel unserer näheren Heimat, das den Namen Waldbreitbach in aller Welt publiziert hat.

Ein Kapitel aber auch als Zeugnis mangelnden Widerstandswillens. Zeugnis schwacher, ohnmächtig gedrosselter Aufbäumungsbereitschaft, die jede Opposition ersticken läßt und dann, wie geschehen, wirkungslos bleiben muß.

Unserer Brüdergemeinschaft waren durch die fürchterliche Geißelung der Naziherrschaft grausame Wunden geschlagen worden – mit nachhaltiger Wirkung –, die bis in die heutigen Tage vielleicht noch spürbar sind. Der Propagandaapparat der Machthaber unterdrückte seinerzeit jede Anteilnahme – jede Bezeugung von Solidarität der Heimat, der Kirche, der Gesellschaft um das Schicksal der Klostersgemeinde. Die Angst vor Repressalien war stärker.

Verunsichert durch die Methoden der Gestapo zog die Klostersgemeinde sich bescheiden nach Ebernach zurück. Ihre auf humane – mitmenschliche Betreuung und Hilfe ausgerichteten Pflegekonzepte wurden allerdings durch verwerfliche, mörderische Verfahren der Diktatur unterlaufen. Unterstützt durch zuverlässige Helfer der Gesundheitsbehörden setzten die Machthaber auch während des Krieges durch den bevollmächtigten Reichskommissar „zur Vernichtung unwerten Lebens“, wie es sich nannte, mit Raffinesse, durch ausgeklügelte, sogenannte Verlegemethoden der Patienten von Anstalt zu Anstalt getarnt, die eingeleiteten Aktionen der Euthanasie fort.

Auch hier im ehemaligen Mutterhaus des St. Josefshauses, an dessen Eingang zum Krankenhaus heute noch die von den Erbauern, Bruder Pankratius und Bruder Innozenz, angebrachte, eingemeißelte Schrift zu lesen ist: „Quelle des Trostes, Heil der Kranken“, wurden, es klingt makaber, mit Zwang und

Druck auf die neuen Hausherren nach einem peinlich geordneten Organisationsplan die armen, an sich schon schwer geprüften Pflinglinge mit grauen, unfreundlichen Omnibussen, deren Fenster verblendet waren, in die für die Rheinlande bestimmte Vernichtungs-, ja Todesanstalt Hadamar verbracht.

Kein Ruhmesblatt dieser unserer Geschichte, deren Folgen – auch atmosphärisch – dazu beigetragen haben, daß die Heil- und Pflegeanstalten – die 100 Jahre und mehr im wahrsten Sinne hervorragende Samariterdienste geleistet hatten – empfindlich belastet waren.

Unsere Ordensgemeinschaft – die bis zu ihrem heutigen Jubiläum diesen Prozeß der Demütigung in beachtenswerter, fester Haltung durchgestanden hat – hat nach dem Zusammenbruch des auf politische Willkür aufgebauten Machtgefüges im Jahre 1947 hier in Hausen wieder ihren ursprünglichen Besitz zurück erhalten. Sie hat mit ungebrochenem Mut und ohne Scheu des Risikos, wie in den Gründerjahren, hier im St. Josefshaus 1947 wieder neu begonnen.

Wenige Jahre nach Ihrer Rückkehr konnte der Staat, die Gesellschaft, wieder Ihr unverzichtbares Angebot der Hilfe in Anspruch nehmen, der Hilfe zur Bewältigung der gewaltigen Probleme, besonders in der Gesundheitsvorsorge.

Sie stellten dazu bereit Ihr Wissen, Ihre Erfahrung, Ihr Können.

Mit realem, wachem Blick für das Notwendige sind Sie wieder in unserem Lande zu einem unverzichtbaren Partner der Gesundheitsbehörde, der Ärzteschaft, der Gesellschaft überhaupt – weit über den regionalen Bereich unseres Einzugsgebietes hinaus – gewachsen. Sie geben den Ärmsten der Gesellschaft Obhut und Pflege, fragen nicht nach Herkunft, nach Schwere und Umfang der Last des mit der Betreuung verbundenen speziellen zeitlichen und materiellen Aufwandes. Sie stellen den Pflegedienst und bilden diesen zudem noch hervorragend aus.

Ein wichtiger Beitrag, um den dem Hause Anvertrauten eine menschenwürdige Behandlung – ein menschliches Umfeld und ein wenig Stabilisierung des Lebensmutes zu garantieren.

Dies alles gehört, – abgesehen von den für unseren Raum bedeutenden wirtschafts- und arbeitsmarktpolitischen Auswirkungen – auch dazu, daß der soziale Leistungsumfang in etwa mit der allgemeinen Wohlstandsentwicklung Schritt hält; ist Voraussetzung dafür, daß die soziale Gesundheitsvorsorge in ihrem Wachstum nicht untergeht in der Wucherung der wachsenden Wirtschaft, der steigenden Einkommen und der steigenden Staatseinnahmen; ist Voraussetzung, daß der sozialen Hilfe, auf die so viele angewiesen sind, die angemessene Bedeutung erhalten bleibt.

Daß unsere Brüder – die Jubilarkongregation – dieses Vakuum erfüllt mit ihren vielen Einrichtungen, auch in Marienwörth, in Ebernach, in Baarle-Nassau/Holland, in Vila Itoupava/Brasilien und in den vier Niederlassungen

in USA, die eine eigene Region bilden, und alle Kraft konzentriert auf die Befriedigung dieser Bedürfnisse, dafür haben wir zu danken.

Sie haben die Herausforderung der Zeit angenommen, haben nicht gescheut Konfrontation mit Hilfslosigkeit, mit körperlichen Leiden und Schmerz, Konfrontation mit seelischem Leid, Angst und Unsicherheit.

So gebührt Ihnen Anerkennung und Dank, daß sich die Jubelkongregation vorbehaltlos in den Dienst der Gesellschaft und der Gemeinschaft gestellt hat.

Hierzu für die Zukunft Gottes Segen zu wünschen, daß – um mit Bruder Jakobus zu sprechen – „...die Barmherzigkeit Gottes weiter alles weise fügen möge“, sollte uns allen ein besonderes Anliegen sein.